

Henning Scherf
mit Uta von Schrenk

Grau ist bunt

Was im Alter möglich ist

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

3. Auflage

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany

© Verlag Herder Freiburg im Breisgau 2006
www.herder.de

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Druck und Bindung: fgb · freiburger graphische betriebe 2007
www.fgb.de

ISBN 978-3-451-28593-6

4. Loslassen

Einer meiner alten Abteilungsleiter, Jurist, Leitender Regierungsdirektor, hatte einen Traum. Jahrelang stellte er sich vor, wie es sein würde, wenn er erst einmal pensioniert wäre. Er wollte alles verkaufen und sich in Kanada ein Blockhaus bauen und dort leben, endlich leben. Als er 65 Jahre alt war, verkaufte er sein Haus, flog in sein gelobtes Land – und war einen Monat später tot. Er hatte sich mit der Verwirklichung dieses Traums so unter Druck gesetzt, dass all seine Kraft aufgebraucht war, nachdem er erfüllt war.

Der Übergang ins Rentenalter ist nicht leicht: Viele Menschen stehen plötzlich vor existenziellen Fragen: Wie geht es weiter in ihrem Leben? Wie werden sie sich definieren? Wie wird ihr Wert künftig sein in einer Gesellschaft, die sich über Arbeit definiert? Der große amerikanische Altersforscher Robert C. Atchley hat festgestellt: Je näher die Pensionierung rückt, desto negativer wird das Bild, das die meisten sich vom Alter machen. Kein Wunder, in der Lebensphase vor der Rente kommen genügend private Veränderungen auf einen zu. So müssen zum Beispiel Eltern den Auszug des letzten Kindes bewältigen.

Und man muss lernen, den Verlust körperlicher Fitness hinzunehmen. Wenn sich wieder mal mein Zipperlein in der Hüfte meldet, nehme ich mir schon freiwillig einen Stuhl und verzichte darauf, ins Sofa zu sinken, aus

dem ich dann nur unter Schmerzen wieder herauskomme. Und im Sport – ich bin vor fünfzehn Jahren noch Marathon gelaufen – konzentriere ich mich erst einmal aufs Radrennen. Solche Veränderungen, die bei jedem unterschiedlich hart ausfallen werden, zu akzeptieren ist nicht leicht.

Und wenn dann noch die Anerkennung durch den Beruf abhanden kommt? Da kann man schon nervös werden.

Ich bin mir darüber im Klaren, dass wir Politiker eine Ausnahme im Arbeitsleben sind. Viele von uns arbeiten weit über das Rentenalter hinaus. Ähnlich geht es allen, die an exponierter Stelle selbständig oder für Verbände und Institutionen verantwortlich sind. Und oft verpassen diese Menschen einfach den Punkt, an dem sie hätten gehen können. Noch heftiger als in der Politik wird dies in der Wirtschaft erlebt. Tausende von selbständigen Unternehmern suchen nach einem Weg, ihr Unternehmen in die Hände der nächsten Generation zu legen. Für dieses Problem ist aber weder Starrköpfigkeit noch Flucht die richtige Antwort, sondern gerade bei diesem Prozess sind Partnerschaft und verständiges Zusammenarbeiten zwischen den Generationen wichtig: Hilfe, Stütze, Begleitung und letztlich befreiendes Loslassen.

Ich habe jahrelang einen befreundeten Unternehmer aus der Logistikbranche, der ein klassischer Self-Made-Man war, bedrängt, sein großes Unternehmen mit mehr als 1700 Mitarbeitern durch Beteiligung auf mehrere Schultern zu legen und dann auch in jüngere Hände zu

geben. Er hat dies immer wieder abgelehnt – auch in Gegenwart seiner Söhne, die Prokura hatten, aber nicht Gesellschafter werden durften.

Das Ergebnis ist, dass erst jetzt, nachdem er vor kurzem gestorben ist, Maßnahmen zur Sanierung des Unternehmens getroffen werden können und müssen. Besser wäre es für alle Beteiligten gewesen, wenn er sich ab Mitte sechzig schrittweise von der Unternehmensleitung zurückgezogen, seine Lebenserfahrung den erwachsenen Söhnen angeboten und mit ihnen gemeinsam einen Partner gesucht hätte. Durch einen solchen gleitenden Übergang hätten die sensiblen Kundenbeziehungen gepflegt und die dringend notwendige Vertrauensbasis für das gesamte Unternehmen weiter entwickelt werden können. Die jetzige Sanierung hingegen bedeutet: scharfer Schnitt, Abbau von Arbeitsplätzen und die Überführung des bisher selbständigen Unternehmens in einen Konzern. Sicher: Abschied zu nehmen, die Koordinaten seines Lebens neu zu justieren fällt nicht leicht. Aber zu einer partnerschaftlichen Altersrolle gehört es auch, in die zweite Reihe treten zu können.

Ich habe zehn Jahre gebraucht, um mich auf den Moment des Abschieds aus der aktiven Politik vorzubereiten. Ich habe immer wieder darauf geachtet, wie andere dies angehen, habe sie ausgefragt, habe mir selbst überlegt, wie ich diesen Übergang gestalten will. Ich habe mich gefragt, womit ich Brücken in den neuen Lebensabschnitt bauen kann, und habe mir überlegt, von welchen Aktivitäten ich mich endgültig verabschieden will. Und den-

noch hatte ich bis zuletzt Sorge, ob mir der Abschied auch gelingen würde.

An dem Tag, an dem ich meinen Rückzug aus der Politik verkündete, hatte ich noch einen vollen Terminkalender abzarbeiten. Ich hatte in Berlin auf der Geschäftsführer-Tagung des Caritasverbandes gesprochen und bin erst im letzten Augenblick auf dem Parteitag in Bremen angekommen. Und ich weiß bis heute, wie ich mir im Zug immer wieder klar gemacht habe: Du musst frei reden, du darfst nicht ablesen, du musst ohne Bitterkeit und Gram, ohne Pathos und Zittern sagen, dass es mit 67 Jahren Zeit ist zu gehen. Als ich die Rede hinter mir hatte, war ich wie befreit.

Gerade unter den bundesweit bekannten Politikern gibt es etliche, die nicht den richtigen Zeitpunkt gefunden haben, Abschied zu nehmen. In den fünfziger Jahren war es Konrad Adenauer, der zu spät gegangen ist. Oder der große Willy Brandt, dem eigentlich das Amt des Bundespräsidenten auf seine alten Tage gebührt hätte – eine Mehrheit dafür war sogar bereits organisiert. Doch statt nach diesem Amt zu streben – das er wunderbar ausgefüllt hätte als der „andere Deutsche“, der nicht in den Nationalsozialismus verstrickt war –, hat er sich in einem weiteren Wahlkampf überfordert und ist dann über die Affäre Guillaume gestolpert. Auch Helmut Kohl ist zu spät ausgeschieden. Wenn er wahr gemacht hätte, was er angekündigt hatte, nämlich 1996 auszusteigen und Wolfgang Schäuble als Nachfolger an der CDU-Spitze zu inthronisieren, dann wäre er neben Richard von Weizsäcker heute ein Vorbild. So musste er als Verantwort-

licher der Spendenaffäre abtreten. Die Diskussion um den richtigen Zeitpunkt des Abschieds aus dem Amt von Erwin Teufel oder Kurt Biedenkopf zeigt: Das Thema ist aktuell.

Vorbilder, die zeigen, wie man anständig von der politischen Bühne Abschied nimmt, sind nicht häufig anzutreffen, aber einigen ist es doch bewundernswert gelungen. Dazu zählt Gustav Heinemann, der regelrecht bedrängt wurde, für weitere fünf Jahre als Bundespräsident zu kandidieren. Er hat dies, trotz vorhandener Mehrheiten, abgelehnt. Er schien zu ahnen, dass ihm nur noch wenige Jahre blieben; die hat er dann ohne öffentliche Ämter genutzt. Oder auf Landesebene Heinz Kühn, Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen. Kühn, der wegen der Nationalsozialisten emigriert war, ein linker Intellektueller und Internationalist, hat die Machtübergabe an den jungen Johannes Rau fabelhaft hinbekommen. Und er selbst ist nach dem Abschied aus dem Amt auch nicht in ein Loch gefallen, sondern wurde Präsident der Friedrich-Ebert-Stiftung und hat seine zahlreichen internationalen Kontakte gepflegt. So ein Übergang kann ohne Häme und Bitterkeit stattfinden.

Doch das war lange her, als es für mich an der Zeit war, Jüngere ranzulassen. An wem sollte ich mich nun orientieren? Es war dann ein CDU-Mann, der mir vorlebte, wie man abtritt: Bernhard Vogel. Wir haben uns immer gut verstanden. Der Abgang von Vogel als Ministerpräsident in Rheinland-Pfalz war schrecklich. Aber daraus hatte er gelernt. Eine solche Schlappe sollte ihm nicht wieder passieren. Nachdem er durch die Wende eine zweite Chance als Ministerpräsident in Thüringen

bekommen hatte, hat Vogel in vorbildlicher Weise seinen Rücktritt organisiert und Zeitpunkt und Verfahren genauestens mit seinem Nachfolger Dieter Althaus abgesprochen.

So wollte ich auch in die Rente kommen. Ich wollte nicht als gekränkter Egomane aus dem Amt gejagt werden. Dennoch war mein Weg dahin nicht einfach. Es hat mich immer sehr belastet, meinen Rücktritt im Geheimen vorbereiten zu müssen. Ich hatte das erste Mal 1999, am Abend einer erfolgreichen Landtagswahl, meinen Rücktritt angekündigt. Da wurde ich dann massiv von SPD und CDU, die zusammen die Regierung bilden wollten, bearbeitet, im Amt zu bleiben. Der einstige Wahlkampfberater von Willy Brandt bezeichnete meinen Auftritt als politisches Harakiri – und sagte mir mein baldiges unfreiwilliges Ausscheiden aus dem Amt voraus. Aber es kam anders: 2003 gewann ich die Wahl gegen den Trend – kurz zuvor hatte Sigmar Gabriel in Niedersachsen fünfzehn Prozent verloren.

Wieder erklärte ich, ich plante in absehbarer Zeit meinen Rücktritt. Als es dann so weit war und der SPD-Landesvorstand alle Delegierten und wichtigen Funktionäre eingeladen hatte, um mit uns zu beraten, ob und wie es weitergehen könnte, geriet dies zu einer schrillen Veranstaltung. Ich saß in der Mitte, gewissermaßen als armer Sünder, und musste erklären, warum ich gehen wollte. Ich musste mir anhören, dass, wer für vier Jahre gewählt sei, auch die Pflicht habe, diese vier Jahre zu regieren. Damals bin ich nach Hause gegangen mit der Botschaft, nur ein Arzt könne mich von diesem Amt erlösen, nur wenn ich krank genug sei, dürfe ich gehen.

Nicht, dass ich missverstanden werde, ich habe meine Arbeit immer mit Leidenschaft gemacht. Aber ich konnte doch nicht auch noch das Ende meines beruflichen Lebens per Mehrheitsbeschluss bestimmen lassen.

Die Wende kam mit dem 22. Mai 2005. An diesem Tag verlor die letzte rot-grüne Landesregierung in Nordrhein-Westfalen ihre Regierungsmehrheit, und Gerhard Schröder verkündete Neuwahlen. Mir ist an diesem Wahlabend klar geworden, dass damit eine politische Dekade, in der ich mit aller Kraft Politik gemacht hatte, zu Ende ging. Es musste einen Neuanfang geben. Warum sollte ich diese Gelegenheit nicht nutzen, um auch in meiner eigenen Sache Klarheit zu schaffen? Ich habe dann mehrere sehr intensive Gespräche mit meinen möglichen Nachfolgern Jens Böhrnsen und Willi Lemke geführt. Dabei sind wir übereingekommen, dass diese Entscheidung unmittelbar nach der Bundestagswahl zu fallen habe. Auch dem Koalitionspartner, das heißt dem CDU-Landesvorsitzenden Bernd Neumann, habe ich in vertraulichen Gesprächen diese Entscheidung mitgeteilt. Es ist für mich bis heute ein Zeichen unserer außerordentlich guten jahrelangen Zusammenarbeit, dass dies alles nicht vorzeitig veröffentlicht worden ist.

Und nun? Ich bin froh, nicht mehr Bürgermeister zu sein. Eine Last ist von mir genommen. Freunde von mir sagen, ich sei zum letztmöglichen Zeitpunkt aus diesem Geschäft herausgekommen. Und wenn ich mich in dieser Stadt bewege – ich verstecke mich ja nicht –, bekomme ich von allen Seiten bestätigt, dass mein Rücktritt vor einem Jahr richtig war. Mir wird signalisiert: Du hast or-

dentlich geschafft, wir haben das gerne mit dir gemacht, und nun ist es auch gut. Mir fehlt nichts, im Gegenteil, ich habe vieles hinter mir gelassen. Zum Beispiel diesen Kampf um jede Sitzung, um jede Entscheidung, um jede Frage. Das hat mein Leben lange bestimmt, und zwar von morgens bis abends. Oft habe ich auch noch nachts wach gelegen und überlegt, wie komme ich durch dieses oder jenes Problem, wie schaffe ich mir Verbündete, wie setze ich mich durch. Ich habe viel Lebenskraft auf das Organisieren von politischen Entscheidungen und das Lösen von unangenehmen politischen Konflikten verwendet – und das ist nun zu meiner Erleichterung vorbei. Ich kann nun aus einer Distanz heraus beobachten, wie meine jüngeren Kollegen das meistern.

Überrascht bin ich, wie bruchlos mein Ausscheiden aus dem Amt mit meinem gleichzeitigen Abschied aus Partei- und Gewerkschaftsaktivitäten verbunden ist. Mir ist, als hätte ich ein immer mühseliger werdendes großes Gepäck abgeworfen. Wenn ich genau hinsehe, dann ist mein Abschied aus Partei und Gewerkschaft noch radikaler ausgefallen. Ich bin froh, keine Delegiertenversammlungen, keine Vorstandssitzungen und erst recht keine Wahlkampfveranstaltungen mehr besuchen zu müssen. Alle diese subkutanen Sticheleien und Illoyalitäten haben ihren Stachel verloren. Was ich mir immer vorgenommen hatte, ein Leben lang, einen Panzer gegen Intrigen zu entwickeln, jetzt habe ich ihn oder besser noch, jetzt brauche ich ihn gar nicht mehr, weil mich auch ohne Panzer dies alles nicht mehr erreicht.

Mein Ausscheiden aus dem Rathaus hat mir eine großartige Form der Mitarbeit ermöglicht. Zwar bin ich

nicht mehr mit aktuellen politischen Entscheidungen befasst, aber oft bin ich an dieser alten, so hoch geschätzten Wirkungsstätte präsent. Es hat sich ein entspannter, oft fröhlicher Umgang entwickelt. Ich springe ein, wenn Terminnot ausbricht. So begrüße ich weiter mit großer Freude Besuchergruppen, auswärtige Delegationen oder Jubilare im Namen des Senats. Alle verstehen das. Mir werden die Terminkoordination und auch die vielen Anfragen wegen Mitarbeit und Vorträgen weiter vom Rathaus abgenommen. Ich profitiere da von einem wunderbaren Vorbild, das Hans Koschnick jahrzehntelang für das Rathaus und für die Freie Hansestadt Bremen geprägt hat. So kann ich etwas zum öffentlichen Klima auch im Hinblick auf den Umgang untereinander und auf einen friedlichen und partnerschaftlichen Generationswechsel in öffentlichen Ämtern beitragen, ohne mich in die Politik zu mischen.

Wenn das mittlere Lebensalter, die Zeit der Arbeit, zu Ende geht, ist man plötzlich auf das soziale Netz, das man im Laufe seines Lebens gewoben hat, zurückgeworfen. Schlecht, wenn dies nur um den Beruf geknüpft war. Diejenigen, die den Übergang ins Rentenalter – viele sogar trotz Arbeitslosigkeit oder erzwungener Frühverrentung – gut schaffen, können sich auf die Familie und den Freundeskreis jenseits der Arbeit stützen, die helfen, den Verlust der alten Identität zu kompensieren.

Rückblickend bin ich froh, dass mein Abschied sich über Jahre hinzog. So blieb mir Zeit, über das Leben nach dem Beruf nachzudenken. Denn in einem ist sich

die Altersforschung einig: Psychologen wie Philipp Mayring, aber auch Soziologen wie Helga Krüger empfehlen dringend, bereits in der Mitte des Lebens Pläne für später zu machen, vielleicht sogar Szenarien zu entwerfen, wie es später sein wird – „antizipieren“ nennen sie dies. Nur wer Kontinuität schafft, Brücken zwischen dem Leben vor und nach der Arbeit baut, wird nach der Pensionierung seelisch gut über die Runden kommen. Wer einen regelrechten „Pensionierungsschock“ vermeiden will, muss etwas dafür tun.

Ich habe eine Reihe von Aufgaben behalten, die ich schon während meiner politisch aktiven Zeit übernommen hatte, zum Beispiel die Präsidentschaft des Deutschen Chorverbandes, eines Riesenverbandes mit 2,1 Millionen Mitgliedern. Das mache ich erst jetzt richtig mit Begeisterung, vor der Pensionierung hatte ich wenig Zeit dafür. Ähnlich ist es mit der Gustav-Heinemann-Stiftung oder der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, deren Vorsitzender ich bin. Diese Ämter habe ich natürlich als aktiver SPD-Mann, als Ministerpräsident, angetragen bekommen, aber es hieß dann: Bitte mach weiter. Hinübergerettet habe ich auch mein kirchliches Engagement. Ich bin in das Präsidium des Evangelischen Kirchentages gegangen, um zum ersten Mal den Kirchentag nach Bremen zu holen. Und das ist mir auch gelungen. Dies ist eine große Aufgabe, die sich erst jetzt so richtig entfaltet.

Auch meine internationale Arbeit verfolge ich weiter. Seit 25 Jahren engagieren meine Frau und ich uns in Nicaragua. Unsere jüngste Tochter hatte 1981, zwei Jahre nach der sandinistischen Revolution, ein Auslandsjahr

in Nicaragua verbracht. Nach diesem Jahr haben wir sie in ihrer Gastfamilie besucht, um zu sehen, wie sie dort gelebt und was sie dort gemacht hat. In diesem fremden Land mit großer Armut haben wir viel gesehen und gelernt. Meine Frau hat einige Zeit später, als unsere Kinder aus dem Hause waren, anderthalb Jahre als Klavierlehrerin an der Nationalen Musikschule in Managua gearbeitet.

Aus dieser Tätigkeit hat sich eine seitdem nicht unterbrochene und durch viele Besuche intensiviertere Arbeit entwickelt. Durch die Zusammenarbeit vieler engagierter Menschen entstanden die Projekte, die heute von dem Verein „Pan y Arte“ betreut und finanziert werden:

- Música en los Barrios – Musikerziehung für Kinder in den Armenvierteln des Landes,
- Casa de los tres Mundos – ein Kulturzentrum in Granada mit Musik- und Malschule,
- BiblioBus – eine Leih-Bibliothek, die über Land fährt,
- Malacatoya – ein neues Dorf für 1300 Menschen, die nach dem Hurrican Mitch obdachlos geworden sind.

„Pan y Arte“ ist von Dietmar Schönherr gegründet worden, der jetzt achtzig Jahre alt ist und mich gebeten hat, sein Nachfolger als Vorsitzender zu werden. Das habe ich sehr gern übernommen, weil ich gerade in den armen Ländern der Welt Kultur-Arbeit für enorm wichtig halte, und weil mir das Land Nicaragua und die Menschen dort ans Herz gewachsen sind. Nun bin ich plötzlich verantwortlich für Verein und Stiftung, die von knapp 19 000 Menschen in der Schweiz, in Österreich und in Deutschland getragen werden. Diesen engagierten Men-

schen muss ich klar machen, dass ich die Arbeit im Sinne Dietmar Schönherrs weiterführe. Bisher war ich immer nur der Ehemann meiner Frau, wenn es um Lateinamerika-Fragen ging. Nun bin ich es, der potentielle Spender anspricht, der Briefe an die Mitglieder schreibt, der neue Projekte anstößt und vorstellt.

Ich greife damit auf eine mich sehr prägende Erfahrung aus den frühen achtziger Jahren zurück. Damals habe ich in den Bergen Nicaraguas unter den Kugeln der Contras versucht, als Kaffeepflücker meinen Teil an Solidarität mit diesem armen Land und seinen Menschen zu üben. Meine Nicaragua-Arbeit ist ein Beispiel, wie man im Alter etwas wiederaufnehmen kann, was einem im Laufe seines Lebens wichtig gewesen ist, was man aus unterschiedlichen Gründen – weil die Zeit nicht da war, weil sich das Interesse verlagert hat, weil das aus irgendwelchen Gründen nicht mehr so spannend war – ruhen gelassen hat. Plötzlich entsteht aus dieser neuen Freiheit als Pensionär – in der ich sortieren kann, was mir wichtig, was unwichtig ist, was ich weitermachen und was ich wiederaufgreifen möchte – eine Entschlossenheit, die alte Arbeit nicht untergehen zu lassen, damit das Engagement von damals nicht nur eine heißblütige, jugendliche Strohfeuerveranstaltung gewesen ist. Außerdem gefällt es meiner Frau und mir sehr gut, diese Aufgaben gemeinsam anzupacken und weiterzubringen.

Ich freue mich, dass ich dies alles nach meiner aktiven Zeit als Politiker weitermachen kann. Diese Projekte haben für Kontinuität in meinem Leben gesorgt. Und ich bin mir nicht so sicher, ob ich den Abschied vom Amt so leicht genommen hätte, wenn es nicht diese

Möglichkeiten für mich gäbe, meine Fähigkeiten und meine Kontakte, aber auch mich als politische Person weiter einzubringen.

Ich habe aber auch Projekte aufgegeben, die ich mir nicht mehr zugetraut habe. IDEA zum Beispiel, eine Intergovernment-Organisation in Stockholm. Diese internationale Arbeit ohne Apparat zu stemmen, hat mich schlicht überfordert. Hier musste jemand anderes ran. Oder die Bürgerstiftung, in die mich ein Freund ziehen wollte. Ihm habe ich abgesagt mit der Begründung, dass ich erst einmal mit den Projekten zu Rande kommen müsse, die ich bereits angefangen habe. Ich muss ja auch ausprobieren, was ich noch leisten kann, ohne mich zu überfordern.

Der Gerontologe Robert C. Atchley hat herausgefunden, dass die meisten Menschen eine Art „Honeymoon“ unmittelbar nach dem Ausscheiden aus der Arbeit erleben. In diesem Honeymoon, in dieser Phase der Euphorie, befinde ich mich gerade. Ich entdecke ein normales Leben. Das fängt damit an, dass ich vorher nie Geld in der Tasche hatte. Meine Sekretärin führte sehr diskret ein Konto für mich, von dem sie alle Rechnungen beglich. Dass ich nie Geld bei mir trug, hat zwei Gründe. Zum einen wird man als Politiker herumgereicht und auch versorgt, man kommt kaum dazu, allein unterwegs zu sein und sich selbst etwas zu kaufen. Und zum anderen wollte ich auch kein Geld haben. Meine Eltern waren sehr arm, meine Mutter musste immer anschreiben lassen, und ich bekam als Kind genaue Instruktionen, bei

welchen Geschäftsleuten ich mich nicht sehen lassen sollte, weil wir mal wieder unsere Schulden nicht begleichen konnten. Das war mir immer sehr peinlich. Ich habe mir damals sehr gewünscht, dass ich später nicht aufs Geld schauen müsste, und wollte damit so wenig wie möglich zu tun haben. Und so war es dann auch. Obwohl ich später nie finanzielle Probleme hatte, bin ich ein protestantischer Schmalhans geworden. Ich kann nichts wegwerfen, und ich interessiere mich nicht für Konsum.

Meine Frau hat mir immer Realitätsferne vorgeworfen, wenn ich mal wieder behauptete, ich käme mit zwei Euro Taschengeld in der Woche klar. Und es ist tatsächlich so, dass ich erst jetzt im Alter lerne, wie ein Bankautomat funktioniert, wie man Überweisungen ausfüllt und wie viel ein Pfund Butter kostet. Erst neulich ist es mir wieder passiert, dass ich unterwegs war – ohne einen Cent in der Tasche. Ich hatte einen Termin in Gotha und kam erst um zwei Uhr nachts am Bremer Bahnhof an. Ich habe diesen Tag ohne Geld rumgebracht, auf die Fish and Chips, die ich an einem Kiosk sah, musste ich dann natürlich verzichten. Erst jetzt lerne ich, Preise wahrzunehmen, lerne, was Nepp ist und wofür man beruhigt ein paar Euro mehr ausgeben kann. Ich lerne, dass die teuren Möhren im Bund besser schmecken als die großen, billigen in der Plastikschaale. Und dieses Alltägliche ist für mich eine wunderschöne Entdeckung. Ich lebe ein neues Leben – entdecke aber dabei auch, dass ich jahrelang von diesem Teil der Wirklichkeit entfernt gelebt habe.

Als meine Frau sich vor einiger Zeit den Fuß gebrochen hatte, war ich plötzlich der Versorger. Ich hatte die

zentrale Rolle, ich musste dafür sorgen, dass der Alltag reibungslos lief, dass die Mahlzeiten auf dem Tisch standen, dass meine Frau zum Arzt kam. Und dass mir das gelungen ist, ist ein ähnlich großes Erfolgserlebnis, wie ich es früher in der Politik hatte. Es ist eine ganz neue Lebenserfahrung für mich. Ja, im Moment ist das Alter schön. Ich entdecke Neues, ich habe Zeit für soziale Aktivitäten, und ich bin als politischer Kopf gefragt.

Ich halte drei bis vier Vorträge in der Woche: Vor Industrie- und Handelskammern, die sich von einem Linken wie mir erklären lassen wollen, wie Wirtschaft heute funktioniert. Vor unseren benachbarten Kreistagen, die etwas über die Perspektiven der Region erfahren wollen. Auf diversen Podien quer durch die Republik, die von mir hören wollen, wie es ist, in einer Alters-Hausgemeinschaft zu leben. Und vor kirchlichen Gremien, die von einem Menschen wie mir, der im öffentlichen Leben steht und sich dennoch als Teil der Gemeinde versteht, wissen wollen, wie man verhindern kann, dass die Kirche zu einer Sekte zusammenschrumpft. Ich könnte das Drei- bis Vierfache an Vorträgen halten, wenn ich alle Einladungen annehmen würde. Aber dann kämen meine privaten Aktivitäten zu kurz, die ich nun neu begonnen habe, oder besser gesagt: denen ich mich endlich widmen kann – wie meinen sechs Enkelkindern, dem Orgelunterricht auf der Orgel der St.-Stephani-Kirche oder dem Malkurs und dem Kochen in unserem Haus. Erst jetzt, nach der Pensionierung, koche ich reihum mit den anderen für unser Haus – mit Kochbuch zwar und vielem Nachfragen, aber das erste selbstgekochte Chili con Carne war jedenfalls ganz schnell aufgegessen.

Wenn man in der Politik gearbeitet hat, so wie ich, fährt man lange Jahre nur auf einem Zylinder, obwohl der eigene Motor mehr als einen hat. Dieses Bild benutzt mein Freund Hans-Christoph Hoppensack, der auch in der Politik gearbeitet hat. Nun kann ich erst richtig mehrzylindrig fahren, als Familienmensch, als Freund, als Mensch mit musischen Ambitionen. Das ist eine wunderbare Erfahrung: Ich habe durch die Pensionierung nichts verloren, ich habe dazugewonnen.

Der Gerontologe Atchley hat auch festgestellt: Fast immer folgt auf diese Euphorie eine plötzliche Ernüchterung. Die meisten Pensionäre, die ich kenne, reden nicht gern über dieses Phänomen. Sie wollen nicht, dass man sie dabei erwischt, dass die lang ersehnte „späte Freiheit“ auch eine Mühsal sein kann. Man hat es ja auch ein Arbeitsleben lang trainiert, nach außen zu signalisieren, dass alles prima ist. Ich bin möglicherweise auch so ein Kandidat. Ich nehme an, dass diese Phase mal ein Ende haben wird. Was wird dann sein? Was wird sein, wenn mich nur noch wenige auf der Straße erkennen und mich ansprechen? Was wird sein, wenn ich zu alt für meine Projekte geworden bin, die mir Lebenssinn vermitteln? Was wird sein, wenn niemand mehr Vorträge von mir hören will? Werde ich dann die Fassade aufrechterhalten, nur damit niemand merkt: Der Scherf kommt mit dem Altsein nicht klar?

Gegen Ende seiner beruflichen Laufbahn ging ein sehr enger Freund von mir in eine psychosomatische Klinik. Über Wochen hat er dort versucht, sich darüber klar zu werden, warum nun, gegen Ende seiner Karriere, die Seele ihm ein Schnippchen schlug und er sich körperlich zusehends schlechter fühlte. Er konnte nicht mehr schlafen, er konnte sich nicht mehr konzentrieren. Dort erst wurde ihm bewusst, dass er nicht loslassen konnte, dass der Job zu seinem einzigen Lebensinhalt geworden war, dass ihn Kleinigkeiten verletzten, dass er regelrecht obsessiv geworden war. Er hatte jahrelang seine Talente wie zum Beispiel das Malen verdrängt und nur der Arbeit Raum gelassen. Als er dann wegen einer nicht einfachen politischen Entscheidung öffentlichen Anfeindungen ausgesetzt war, wurde er krank. Dieser Freund hat sich mit seinem Klinikaufenthalt, mit dieser Art inneren Klausur, regelrecht befreit. Er hat dann seinen Job gekündigt und ist Jahre vor mir in Pension gegangen, gerade noch rechtzeitig, bevor ihn die Arbeit auffressen konnte.

Vor kurzem habe ich mit ihm über unseren Ausstieg aus der Politik und die darauf folgenden Monate geredet. Nach einem langen Gespräch sind wir zu dem Schluss gekommen, dass uns der Beruf in einer Art innerer Gefangenschaft hielt. Wir hielten uns lange Zeit für unentbehrlich und konnten uns gar nicht vorstellen, dass die Arbeit, die wir machten, auch ohne uns weitergehen würde. Wir waren Workaholics, unser Job war unser Leben. Inzwischen glauben wir beide, dass es eine Vorbereitung geben muss für diese Zeit des Umbruchs, für den Übergang vom Beruf in die Rente.

Das Ende eines Lebensabschnitts ist nicht einfach im Vorbeigehen zu bewältigen. Eine bloße Predigt genügt da nicht, um den Einzelnen aufzufangen. Ich wünsche mir, dass Wohlfahrtsverbände und Kirchen, aber auch öffentliche Einrichtungen und Vereine professionelle Beratungen für angehende Rentner anbieten würden. Dort ließen sich Ängste besprechen, aber auch Chancen aufzeigen und Projekte vorstellen. Letztlich profitieren auch die Einrichtungen von solchen Beratungen, nämlich dann, wenn der ein oder andere sich dann künftig bei ihnen engagiert.

Ich habe Jahre über dieses Thema nachgedacht, immer wieder mit meiner Frau, mit den Freunden im Haus, mit den Kindern darüber gesprochen, wie ich diesen Übergang schaffe. Das war der Versuch einer Vorwegnahme und des Bearbeitens. Ich wollte nicht, dass mir der Abschied einfach so passiert, als eine Art Unglück.

Ich rate allen, den Übergang ins Altersleben offen anzugehen. Man kann sich mit Menschen vertraut machen, die den Umstieg bereits geschafft haben. Man kann schon einmal Fingerübungen machen, wie es wohl sein wird, ohne Arbeit zu sein. Warum kann man seinen Urlaub nicht auch einmal dafür nutzen, in einem Verein ehrenamtlich mitzuarbeiten oder sich Projekte anzusehen, die einen interessieren? Dies könnte eine aktive Vorbereitung auf die Rente sein. Ich habe lange diese Altersfrage für mich behalten, inzwischen weiß ich, dass es gut ist, darüber zu reden. Es ist eine große Befreiung. Man lernt, sich neu einzuschätzen. Wie sehen mich die anderen? Was trauen sie mir zu? Was raten sie mir? Es kann auch hilfreich sein, professionelle Hilfe in Anspruch zu neh-